

VARDA HASSELMANN
Aus lauter Liebe



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Wenn wir Menschen beobachten, die in Beziehungen und Konflikte verstrickt sind, meinen wir oft, dass ihr Problem doch ganz einfach zu beseitigen wäre. Wie unnötig scheinen ihre Opfer, wie überflüssig ihre Schmerzen! Aber wer in seinen Ängsten gefangen ist, findet nur schwer eine Lösung. Der außenstehende Betrachter würde leicht einen besseren Weg weisen. Varda Hasselmann erzählt von Menschen, die Leidensrollen ausleben und dabei ihr Verhalten als besonders liebevoll umdeuten. Gelegentlich erkennen wir als Leser uns auch selbst in den Figuren wie in einem Spiegel. Die sieben dramatischen Geschichten erzählen anschaulich von den »Archetypen der Angst«. Sie wecken Mitgefühl und entfalten eine befreiende, heilsame Wirkung.

Autorin

Dr. Varda Hasselmann bereitete sich nach dem Studium der Literaturwissenschaft und Mittelalterkunde zunächst auf eine Universitätskarriere vor. Doch sie folgte ihrer Berufung und machte sich die Nutzung ihrer medialen Begabung zur Lebensaufgabe. Seit 1983 gibt sie Seminare und hält Vorträge. Zusammen mit ihrem Mann Frank Schmolke legte sie in zahlreichen Sachbüchern (u. a. »Welten der Seele« und »Archetypen der Seele«) eine umfassende Lehre von der menschlichen Seele dar. Als Romanautorin trat sie mit dem Werk »Die Seele der Papaya« hervor.

*Von Varda Hasselmann (zusammen mit Frank Schmolke)
sind bei Goldmann folgende Titel lieferbar:*

- Archetypen der Seele (21929; als eBook 10836)
- Welten der Seele (12196; als eBook 10838)
- Weisheit der Seele (12262; als eBook 10835)
- Die Seelenfamilie (21529; als eBook 10837)
- Die sieben Archetypen der Angst (21890; als eBook 03771)
- Wege der Seele (eBook 03587)
- Seelen-Elixiere (eBook 01400)

VARDA HASSELMANN

AUS LAUTER
LIEBE

*Sieben heilsame
Geschichten*

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe, November 2013
© 2013 Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Lektorat: Christine Stecher
WL · Herstellung: cb
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-22048-9
www.goldmann-verlag.de

Inhalt

I

Die Meisterprüfung 7

erzählt von unendlicher Bescheidenheit, Sehnsucht nach Anerkennung und einem spirituellen Missverständnis auf hohem Niveau

2

Jingle Bells 23

erzählt von einem gut gemeinten Opfer und der Neigung, sich im Namen der Liebe Schaden zuzufügen, wenn es am schönsten ist

3

Goldlämmchen 47

erzählt vom ganz und gar unchristlichen Martyrium einer römischen Heiligen, die bei einem evangelischen Pfarrer die reine Wahrheit beichtet

4		
Erdbeben		89
erzählt von einer alten Frau, die aus eifersüchtigem Trotz die Wirklichkeit einer großen Liebe verkennt und sich gegen jede Veränderung sperrt		
5		
Ein Plätzchen an der Sonne		133
erzählt von Gewinn und Verlust, den Schrecken des Überflusses, von falscher Großmut, geheuchelter Güte und tödlichem Neid		
6		
Das bittere Leben		171
erzählt von einem bigotten Mochtegern-Mönch aus Osnabrück, der vor dem Fernsehschirm zum Schutzhei- ligen der Taubstummen mutiert		
7		
Schlamperei		191
erzählt von katastrophaler Hektik aus Angst, eine Ge- burtstagsfeier zu versäumen, und einem wortkargen Staatsbeamten, der einfach göttlich ist		
Nachwort		219



Die Meisterprüfung

Eines Morgens war sein Meister tot. Den Blick ins Nichts gerichtet, saß er aufrecht im Frühlicht und atmete nicht.

Die Sonne versank in der staubigen Ebene, und es wurde Nacht, bis Swami Premanand begriff, dass er allein war. Tränen vergoss er nicht, denn er hatte gelernt, alles unter dem Himmel zu nehmen, wie es kam. Ein Schmerz, so stark, dass seine Augen brennen mussten, war ihm fremd. Aber verwirrt war er, verwirrt. Das Unerwartete hatte ihn aus der gleichmütigen Geborgenheit von Jahrzehnten gerissen.

Im Dorf war ein Tag wie der andere, immer. Frauen brachten Speisen und ließen sich segnen. Premanand fegte frühmorgens die Hütte, schöpfte Wasser, wusch die Füße des Alten und kämmte seinen Bart. Der Greis wiederum reinigte den Opferstein, begoss ihn mit flüssiger Butter oder roter Farbe und streute Blüten darüber, bevor beide, begleitet vom Geläut eines Handglöckchens, ihre Gebete verrichteten. Der alte

Dorfheilige war sein Leben gewesen. Dieser Mensch wusste als Einziger um sein ganzes Sein.

Lange Jahre hatte Premanand seine Hütte geteilt, hatte ihm gelauscht und gedient. Kein Morgen war vergangen, an dem sein Blick nicht in Demut und Verehrung auf der Gestalt seines Lehrers geruht und sich an seinem Anblick ergötzt hatte. Wie hätte er sich auf den Abschied vorbereiten sollen? Die Gegenwart des Ehrwürdigen spürte er noch. Sie wich lange nicht von ihm.

Premanands Wesen hatte sich wie Gold in die Welt ergossen, seitdem die Augen des Alten ihm begegnet waren. Herzschlag und Atem vereinigten sich bald mit denen des Meisters. Sie schauten einander an, oft von Mittag bis Abend, sich sehend bis auf den tiefsten Grund. Dann lächelten sie mit den Augen. Ihre Körper hingegen berührten sich nicht, kein einziges Mal, in all den Jahrzehnten.

Der Meister galt als ein Mann des Schweigens. War am Morgen das Notwendige getan, ließ er sich mit Premanand zum Sitzen auf einer Matte nieder, die den Lehmboden der Hütte bedeckte und auf der sie nachts schliefen. Dann schloss der Alte die Augen, versank in sich und verharrte unbeweglich. Doch manches lehrte er in diesen stillen Stunden, denn beider Geist ward eins, ohne Worte. Sprach er dann endlich, nach vielen Tagen, auch einmal mit dem Mund zu seinem Schüler, so redete er über den Gleichmut. Dem Gleichmut galt seine Lehre.

»Premanand«, sagte er dann, »hast du schon von Asketen gehört, die zu Ehren der Gottheit sieben Jahre auf einem Bein stehen? Andere lassen sich lebendig vergraben oder sitzen nackt im ewigen Eis. Sie durchbohren ihren Körper, um zu

zeigen, dass sie ihn verachten. Als Magier wollen sie übermenschliche Macht beweisen. Doch höre: Der Wunsch nach Unsterblichkeit hat seine Wurzel in der Angst vor dem Tod. Ist das wahrer Gleichmut?«

Verwundert schüttelte sein Schüler den Kopf. Und der Alte fuhr fort: »Du, mein Sohn, sei nichts als ein Mensch! Es gibt andere Wege zum Licht. Lebe dein Leben, und fürchte nicht den Tod! Alle Erscheinungen dieser Erde besitzen dieselbe Gültigkeit. Nichts ist in Wirklichkeit gut oder schlecht. Du glaubst es zwar, das weiß ich wohl. Aber die Wahrheit ist es nicht.«

Premanand lauschte verzückt der geliebten Stimme, verstand und verstand nicht, schaute den Meister mit feuchtschwarzen Augen an, erhob voll Demut beide Hände zum Namasté und ruckte seinen Hals von rechts nach links. Und er übte sich in Gelassenheit, so gut er es vermochte.

Oft folgten solchen Worten Wochen des Schweigens. Premanand, selbst ein wortkarger Mensch, liebte diese Zeiten stumm-beredter Verbundenheit. Mit seinem Meister zu sitzen in vollkommener Stille, in verschmelzender Fülle – nichts anderes hatte er gewollt von Anbeginn bis zur letzten Stunde. Denn während sie unbeweglich saßen, tanzten ihre Seelen miteinander.

Die Gottheiten, dreihäufig, vielarmig oder mit dem Kopf eines Elefanten, verehrte er fleißig, weil es nun einmal der Brauch war. Aber auch sie waren ihm gleichgültig. Allein dem geliebten Meister galt seine Hingabe. Er wünschte zu werden wie er. Das wünschte er sich.

Zuweilen geschah es, dass der Alte nach Mitternacht hochfuhr und seinem Schüler ins Ohr brüllte: »Du bist ein Mensch,

begreife das! Und Menschen sind sterblich. Auch du wirst sterben. Darum löse dich von deinem Wunsch nach Unsterblichkeit! Erst dann wirst du im Ganzen aufgehen wie ein Regentropfen im Fluss.« Und voller Erbarmen fügte er nach einer Weile hinzu: »Oh, mein Sohn, wie groß ist deine Furcht vor dem Nichtsein!«

Was sollte Premanand darauf antworten? Zunächst erschrak er, dann lächelte er im Dunkeln, dankbar für die Liebe des Meisters, und er schlief wieder ein.

So hatten sie denn Jahr um Jahr beieinander gewelt. Premanand wurde zum Jüngling, er wurde ein Mann. Sonst änderte sich nichts. Das Leben im Dorf, still und schlicht, ging den Gang der Jahrtausende. Ein missgestalteter Säugling, böse Unfälle, das Gezänk zwischen Kasten und Kastenlosen, Dürre oder reichliche Ernte, der Diebstahl eines Ochsens, das Lichterfest – nichts davon konnte ihn und seinen Meister in Aufregung versetzen. Sie ließen nicht zu, dass Freude, Unruhe oder Zorn sie berührten, denn dem Gleichmut allein galt ihr Streben. Die Feste, an denen sie teilhatten, auch die Riten, die sie vollzogen, wurden einem ehernen Gleichmaß unterworfen. Sie waren da wie die Sonne und die Nacht.

Jetzt aber wurde der Leichnam des Ehrwürdigen von Flammen verzehrt, die Asche in den Fluss gestreut. Man errichtete einen Schrein. Dort würden Frauen bald Reisopfer und Blumen niederlegen, auf Wunder hoffen und die Geburt von Söhnen erleben.

Warum nur mochte Premanand sich nach dem Tod des Meisters nicht bereitfinden, dessen Pflichten zu übernehmen? Er konnte doch wie jener bis zum Ende seiner Tage Pilger

segnen, Opferspeisen in kleinen Schalen entgegennehmen, sich mit Blumen schmücken lassen, einfältige Mirakel bewirken. Wie leicht wäre es für ihn, Riten zu vollziehen, Rat und Trost zu spenden. Was war daran verächtlich, als Dorfheiliger die Ehre des Ortes zu mehren? Sie brauchten ihn sehr für ihre Nöte, für die Bestattungen, die Weihen. Wäre es nicht gut, ihnen im Namen der Liebe zu dienen und dabei gelassen hinzunehmen, wie sie ihn verehrten? Er könnte sogar einen Schüler aufnehmen, der ihm die Füße zu waschen hätte.

Gern wäre er in der vertrauten Umgebung geblieben. Doch seine Unruhe nahm zu, von Tag zu Tag. Er ahnte, dass er selbst ein Nichts, ja ein Nichts war – ohne den Einzigen. Kein eigenes Leuchten ging von ihm aus. Schmerzlich war die Einsicht, dass ihm das Licht fehlte. Es hatte den Meister umhüllt, darin hatte auch er sich erkannt und sicher gefühlt. Nun aber irrte er umher wie in einer Neumondnacht, ohne innere Laterne, die ihm seinen Weg zeigen konnte.

Premanand verließ das Dorf, das ihm Heimat geworden war. Er folgte dem, was sein Instinkt ihm sagte, ohne es wirklich zu wollen und ohne sein Ziel zu kennen. Fort musste er. Das war nicht zu ändern. Er folgte diesem Drang, gezogen wie eine Ziege am Strick, die sich einbildet, sie könne noch ausreißen. Widerstrebend und doch gehorsam setzte er einen Fuß vor den anderen, vorwärtsgezerrt von einer Macht, die anderes befahl, als er begehrte. Das machte ihm Angst. Würden fromme Leute ihn beherbergen und Tempelspeisen ihn sättigen? Was sollte aus ihm werden ohne das Leuchten? Nur der Gleichmut, wie er ihn vom Meister erlernt hatte, schützte ihn ein wenig vor der Ungewissheit seines Weges.

So folgte der hochgewachsene Swami, ein Mann von mehr als vierzig Jahren, den Straßen, die sich vor seinen Schritten aufboten. Sein langes schwarzes Haar, zum dicken Zopf geflochten, der nie gestutzte Bart und ein sanfter, durchdringender Blick, in dem das Rotgelb seiner Robe sich spiegelte, machten ihn zu einem, der heiliges Aufsehen erregte. Gegen Sonne und Regen schützte ihn sein Schirm. Gab es keine Wasserstelle, wusch er Gesicht und Hände mit Morgentau. Fand er einen Teich, badete er darin. Krank wurde er nicht. Nur einmal tat ihm ein Zahn so weh, dass Tränen über seine geschwollene Wange liefen. Da ließ er ihn auf dem Marktplatz herausreißen. Auch das nahm er gleichmütig hin. Bot man ihm abends Nahrung und Lager, empfing er alles, wie es kam. Geschah es nicht, fastete er und schlief im Freien. Nirgends verweilte er länger als eine Nacht. Zum Dank segnete er seine Gastgeber, berührte ihre Stirn und lächelte. Sie waren es zufrieden, denn jeder spürte, dass der schweigsame Fremde ihnen Gutes hinterließ. Sein Lächeln blieb wie ein Goldstück in ihrem Haus, wärmte ihr Herz noch lange Zeit und tröstete sie.

Am Fuß des Gebirges gelangte Premanand in eine Stadt. Es war die größte, die er je gesehen hatte. Sein Wesen, empfindsamer denn je und von der Stille der Dörfer geprägt, antwortete auf das Lärmen und Treiben, auf die grellen Farben und betörenden Gerüche mit einer Verwirrung, die ihn entsetzte. Um Gelassenheit bemüht, wie er sie vom Meister gelernt hatte, zwängte er sich schwer atmend durch die Straßenläden der Tuchhändler, hörte sie feilschen, zetern und schmeicheln. Erschrocken wich er verstümmelten Kindern aus und hütete sich vor den Tritten der Esel. Er wurde an parfümierte Frauen-

leiber gepresst. Frisch gefangene Fische schienen ihn mit ihren Fratzenköpfen böse anzuglotzen. Er hielt sich nicht an den Garküchen auf, die Speisen feilhielten, in ranzigem Palmöl gebraten, obgleich ihn der Hunger plagte, denn hier gab niemand ein Almosen. Die scharfen Gerüche der Spitzhügel aus gelben, roten und schwarzen Pulvern in den Läden der Gewürzhöcker bereiteten ihm Übelkeit. Sein Gemüt war bald überschwemmt von Sinnesfluten, die ihn fortrissen und trunken machten mit unwillkommener Empfindung.

Gegen Abend flüchtete er sich in einen Garten, presste die Handflächen auf seine Ohren und kniff die Augen zu. Dort dachte er voll Sehnsucht an die Stille zur Seite des Dorfheiligen, an das verlorene Krähen der Hähne im Morgengrau, erinnerte sich der Lieder einer Hochzeit auf dem Land. Das Getöse dieser Stadt aber bereitete ihm Pein. Würde er hier seine Fassung bewahren können? Wo er herkam, war es leicht gewesen, ungerührt zu bleiben, Gemütsruhe zu bewahren. Es dünkte ihn mit einem Mal stolz und vermessen, sich nahe am Ziel eines vollkommenen Seelenfriedens zu wännen, ohne die urmenschlichen Erfahrungen von Not und lärmender Unruhe je gemacht zu haben. Sein bisheriges Dasein in Stille und Abgeschlossenheit, befreit von den Sorgen des Alltags, umhüllt von der Liebe zum Meister, erschien ihm nun eng und klein.

Erschöpft legte er sich unter einen Busch und erwachte erst von den Stockhieben eines Nachtwächters, der ihn aus dem Garten vertrieb. Doch der Alte, der Verehrungswürdige, war ihm im Traum erschienen, saß in der Hütte wie eh und je, schaute ihm in die Augen und sprach: »Lasse dich nieder, dort, wo du bist. Ertrage die Stadt und ihre Menschen mit Gleichmut.

Dann findest du, was du suchst.« Ruhelos lief Premanand bis zum Morgen umher, um eine Bleibe zu finden.

Er verdingte sich als Handlanger; er hatte ja nichts anderes als Schweigen gelernt und noch niemals schwere Arbeit verrichtet. Nun lebte er mit den Ärmsten unter den Elenden, in Gemeinschaft mit ausgemergelten, von Kummer und stiller Wut zergrämten Männern. Er wünschte zu werden wie sie, denn sie klagten nicht über ihr Schicksal. Mit ihnen aß er, schlief er und suchte die Bordelle auf, wie es sein magerer Lohn ihm gestattete, denn auch solche Erfahrungen wollte er machen. Haare und Bart ließ er scheren, um ihnen zu gleichen, und wegen der Läuse. Die Nächte verbrachte er in einem Verschlag mit den anderen Wanderarbeitern, ertrug ihre rohen Späße, erlitt Dreck und Gestank und mühte sich, ihnen nahezukommen. Alles, was er sich selbst an Pein auferlegt hatte, ertrug er mit Gleichmut. Die anderen aber quälten ihn voller Lust, weil er ihnen unheimlich war. Einsamer als mitten unter ihnen war er noch nie gewesen. Lächelte er einmal, wie er es vom Meister gelernt hatte, und schaute jemandem tief in die Augen, höhnten die anderen grinsend, spuckten ihn an und tuschelten, er habe den bösen Blick.

Die ihn umgaben, blieben ihm fremd auch im zweiten Jahr. So sehr er sich um Gelassenheit mühte und versuchte, sich ihnen anzugleichen, war es ihm doch verwehrt zu murren und fluchen wie alle, zu lachen und schwatzen wie sie, ihre Spottverse zu singen. Verzweifelt rief er nach dem Meister: »Guruji, was mache ich falsch?« Und er meinte ihn flüstern zu hören: »Alles ist gut. Was du lernen wolltest, hast du gelernt. Nun ziehe weiter. Und liebe nicht nur die anderen! Liebe nicht

mich!« Premanand hörte ihn, schüttelte verwundert den Kopf und verstand die Worte nicht. Doch er gehorchte.

Als er sich erneut auf die Wanderschaft machte, war er ein Bettler wie tausend andere, hungrig und uneins mit sich. Wo war sein Lächeln geblieben, das manches Herz erquickt hatte? Müde war er wie nie in seinem Leben, fühlte sich sterbenskrank und wollte sich verkriechen. Der Wunsch, endlich allein zu sein, ganz allein mit sich, nach all dem Unverständnis und der Beengtheit in Verschlägen aus Brettern und Lappen, bestimmte seine Richtung. Hoch in die Berge wollte er steigen und eine Höhle suchen.

In der Einsamkeit kehrten seine Kräfte bald zurück. Mit der Zeit fand er zu neuer Gemütsruhe. In der Abgeschiedenheit seiner Einsiedelei störte ihn niemand, und er störte niemanden. Es gab keinen Menschen, der sein Lächeln gebraucht oder verlacht hätte.

Mit den Jahren des Alleinseins wandelte sich sein Gleichmut zu stumpfer Empfindungslosigkeit, ohne dass er es bemerkte. Essen, schlafen, bewegen, baden, in Meditation versinken – so vergingen die Tage im Takt von Hell und Dunkel, von Hunger und Sättigung. Gingen ihm Gedanken durch den Kopf, so richteten sie sich auf niemanden als den verehrten Meister. Dann erinnerte er sich mancher seiner Worte und versuchte sie zu begreifen. Sein Ziel, vollendete Gelassenheit zu erlangen, glaubte er zum Greifen nah. An den Tod dachte er nie.

Er zählte kaum die Regenzeiten, war nur ein Einsiedler, der nichts besaß als sich selbst. Seine empfindsamen Ohren vernahmen die Laute der Natur und die Schritte derer, die sich

näherten. Brachte jemand ihm Nahrung, kniete er nieder und berührte dankbar die Füße der Spender. Angesichts seines Schweigens schwiegen auch sie, und oft trafen sie ihn nicht an, wenn sie Reis und Linsen auf einem Blatt vor seine Höhle legten. Trotzdem tat es ihnen wohl, ihn dort zu wissen. Er galt ihnen als ein Heiliger, der ihr Dorf beschützte. Seinen Rat suchten sie nicht, aber dass er nicht redete, war ihnen ein Zeichen übermenschlicher Fähigkeit.

Nachts schrak er bisweilen von seinem eigenen Schnarchen auf, denn er war alt geworden. Solches Geräusch war ihm unheimlich, da es aus einer stillgelegten Kehle drang. Er bemühte sich, das Röcheln zu unterdrücken. Sein Zopf, dünn und grau, reichte tief auf den Rücken; weiße Bartlocken bedeckten seine Brust, und der Mund barg kaum mehr einen Zahn. Seinen Namen hatte er vergessen, da keiner ihn mehr rief. Aber immer häufiger spürte er den Alten bei sich, dem er jetzt glich. Er glaubte, ihn in der Dunkelheit lächeln zu sehen, spürte seine Liebe, kurz vor dem Einschlafen.

Täglich saß der Einsiedler im Schatten eines Baums oder unter einem Felsvorsprung, blickte in grünblaue Berge, atmete die Würze der Wildkräuter und schwieg. Seine Gedanken weilten beim Meister. Ob du, mein Geliebter, nun mit mir zufrieden bist? Darauf erhielt er keine Antwort, ihm blieb nur sehnsüchtige Hoffnung. Zärtlichkeit regte sich für Guruji, und er schlang die Arme um sich selbst.

Er lebte seine Tage und Nächte – nicht einmal mehr um Gelassenheit bemüht. Nichts erregte ihn, nichts erfreute ihn, sein Gleichmut schien vollkommen. Wohl empfand er Schmerzen in den Knochen, Kälte, Müdigkeit oder Hunger, auch Wohlbe-

finden und Sattsein, doch stets war ihm, bei aller Feinfühligkeit der Sinne, seltsam betäubt zumute. Es war ein leises Unge-
mach, als fehlte ihm das Wichtigste, das alles Entscheidende.
Was aber dieses Wichtige sein sollte, wusste er nicht. In seiner
Not rief er in Gedanken oder mit rauem Atem nach dem Alten,
hoffte auf Hilfe. Aber der Meister schwieg.

Einmal, als es nach langer Dürre zum ersten Mal heftig ge-
regnet hatte, trat er aus seiner Höhle in das Licht der Frühe.
Hänge und Kuppen leuchteten, übersät von gelben und wei-
ßen Blüten, die dem frischen Gras entsprossen. Ein Wind trug
warmfeuchten Duft zu ihm hinüber. Seine Sinne strebten da-
nach, alles wie immer ungerührt wahrzunehmen. Durch le-
benslange Asketenübung ein unbeteiligter Zeuge allen Seins
geworden, bemühte er sich, seine eigenen Empfindungen und
auch die Natur kühl und gleichgültig zu betrachten. Doch an
diesem Morgen wollte es ihm nicht gelingen. Sein Herz
schlug unwillkürlich lauter, sein Atem ging schneller, und
Ströme der Lust auf seiner Haut entzückten ihn. Für die Dauer
eines Atemzugs gab er sich dieser Wonne hin und genoss
seine Freude. Seine alten Beine zuckten ein wenig, als wollten
sie tanzen. Da traf ihn der Schwerthieb der Erkenntnis. Er
brüllte vor Schmerz wie ein verwundeter Waldelefant und
sank in die Knie.

»Nein«, schrie er wieder und wieder, »nein, ich bin anders
als du! Immer wollte ich nur dir nacheifern, dir gefallen, sein
wie du, Geliebter! Aber ich bin ich und kann niemals ein an-
derer werden. Kein Heiliger, kein Arbeiter, kein Bettler, kein
Asket oder Einsiedler. Nur ich, ein lebendiger Mensch. Ich,
mit Namen *Premanand* – Liebhaber der Glückseligkeit!«

Aufgewühlt lief er umher, wusste nicht, ob ihm wohl oder weh war. Er rannte einen Pfad entlang, der zwischen Felsen und Büschen und Dornen aufstieg; er war ihn schon oft gegangen. Jeder heftige Atemzug erfüllte ihn mit köstlichem Balsam, seine Wangen röteten sich. Er ließ zu, dass der Wind ihn streichelte. Und er dachte: Um zu sein wie Guruji, der Verehrte, wollte ich niemals ein eigener sein, nur eine Hülse, um ihn aufzunehmen. Dankbar wie ein getretener Hund war ich dafür, dass er mich verstand. Doch habe auch ich ihn verstanden? Hat er mich nicht unentwegt und doch vergeblich gelehrt, dass ich *mein* Leben leben soll?

Auf einer Brücke, geflochten aus Palmstämmen und Kosseseilen, die zwischen Felsblöcken über eine Schlucht gespannt war, kam er zum Stehen. Der Bach, sonst ein dünnes Rinnsal, war vom Monsunregen angeschwollen. Er hielt inne und schaute hinunter. Entwurzelte Bäume hatten zwischen den scharfkantigen Steinen im Flussbett einen Damm gebildet. So war ein Tümpel entstanden, dessen glatte Fläche tief unten sein Bild spiegelte. Aus der Ferne, winzig, erblickte er seine Gestalt.

Lange stand er so, unbewegt über das straffe Seil geneigt, die Arme um die eigene Brust geschlungen. Bisweilen kräuselten Winde oder Tiere das Wasser. Dann regte sich sein Abbild dort unten. So sind wir beide, trauerte Premanand, wir leben und sind doch nicht lebendig. Mein Meister – er hat ja nicht nur vom vollen Leben geredet, sondern auch vom erfüllten Tod. Ich aber habe ihn nie begriffen. In meiner Angst hörte ich immer nur eines: Erlange Gelassenheit, indem du dich tot stellst! Lass alle Empfindungen, alle Regungen in dir erster-

ben! So habe ich mich selbst zum Leichentuch für einen Lebendigen gemacht.

Zuerst empfand der alte Einsiedler nichts als Bitternis. Das also ist mein Dasein, Ergebnis lebenslanger Mühen. Freudlos und hohl, nichts als Einsamkeit und Ödnis im Herzen, seit der Meister mich verließ! Dann wurde er traurig. »Es ist nicht wahr«, schluchzte er, »einfach nicht wahr, dass Gleichmut das höchste Gut ist, wertvoller als das Glück zu leben! Nicht für mich! Mein Streben nach einer Gelassenheit, die zu dir, Guruji, doch nicht zu mir gehörte, hat mich um alle Freude an dieser Welt betrogen.«

Verzweiflung rollte in Wogen heran. Bald wurde ihm fiebrig, bald kalt zum Zittern, bis er nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, und sich am Geländer festhalten musste. Kaum aber gab er der Schwäche nach, wallte, kochte und zischte in ihm ein Hass auf sich selbst empor, überschwemmte ihn und riss ihn fort, dass er fast darin ertrank. Was soll mir der verfluchte Gleichmut, wenn er mich von Lust und Freude trennt! Premanand wütete lange und rang nach Luft. Fühlen will ich mich, lebendig sein! Einmal im Leben lachen oder wenigstens wieder lächeln! Ist ein wahrer Mensch nicht voller Lebendigkeit und Sehnsucht? Und wer das Leben wahrhaft gelebt hat, fürchtet der denn sein Ende?

Der Meister weilte neben ihm, doch er hielt an sich. Er mischte sich nicht ein. Aus der Welt der Körperlosen, von wo er seinen Schüler geleitete, geriet er wohl in Versuchung zu rufen: Gut so, Geliebter! Bald bist du frei und wirst einer der Unseren! Doch er wusste, dass Premanand den letzten Schritt allein zu gehen hatte.

Der greise Swami riss sich am Bart, schlug seine zahnlosen Kiefer in das Seil, bis Blut in den Bach tropfte, und stampfte mit den Füßen auf die Planken der Brücke. Sie bebten und krachten und drohten zu brechen.

Doch wie er da tobte und zürnte und Ströme von Tränen vergoss, ergriff ihn mit einem Mal überwältigendes Mitgefühl für das einsame kleine Wesen dort unten im Wassertümpel, sein Abbild, und er spürte eine Zuneigung, einen Wunsch und ein Begehren, wie er sie noch für keinen empfunden hatte. Er wischte sich die Augen, legte beide Hände auf sein Herz und lächelte sein Ebenbild an, voll Hingabe, hilflos, zärtlich. Ergriffen streckte er die Arme aus nach dem Einsamen, wollte ihn umfassen, wollte sehrend vereint werden, verschmelzen mit sich wie früher mit dem Meister, eins sein und in Liebe vergehen mit dem Elenden dort unten im Wasser, der war wie er selbst.

Noch niemals hatte sein Herz so mächtig lebendig gepocht. Da geriet die Brücke ins Schwingen. Heftig wankte sie unter seinem Verlangen. Die Freude machte, dass Premanand anfang zu hüpfen. Er keuchte bald, aber seine alten Füße, angespornt von der Lust der Erkenntnis, sprangen höher und höher, bis er meinte zu fliegen. Die Hängebrücke tanzte mit ihm, wogte auf und nieder, wellte und schlängelte sich und ächzte dabei. So warf sie am Ende den mageren Leib des Greises wie einen Ball aus Federn in den abendblauen Himmel. Premanand ließ es geschehen. Er gab sich dem Leben hin – jauchzend, schwebend, lachend, und alles wurde leicht. Der, der er jetzt war, flog mit einem Mal freudig ins Nichts, sich selbst entgegen. Zopf und Bart wehten, und seine Kehle jubilierte so

laut vor Seligkeit, dass es noch lange in den Bergen widerhallte. Als sein Schädel auf den Steinen im Wasser zerbarst, da wusste er, dass der Tod keinen Schrecken birgt, wenn man das Leben liebt. Sein letzter Laut war ein Lachen. Der Meister war nahe, breitete die Arme aus, küsste seine Stirn, nahm ihn auf in sein Herz. Und er lachte mit ihm.